



Unsere Romanhelden

Little Chandler

Little Chandler ist nicht zu beneiden. Am Ende des Tages weint er, kann sein schreiendes Kind nicht beruhigen, nicht mal im Arm wiegen und sieht die Kälte in den Augen seiner Frau, die, und erst das erreicht sein Herz, im Grunde Hass ist. Hass, der ihm gilt. Dabei ist Chandler ein Typ, der alles richtig machen will. Korrekt gekleidet geht er zur Arbeit in der juristischen Behörde King's Inns, korrekt verabschiedet er sich von den Kollegen. Vom Bürofenster aus sieht er Flaneure und Spaziergänger in dem kleinen Park an der Vorderseite des Gebäudes.

In seinen Beschreibungen der Leute, der verschlumpten Kinder mädchen und hinfälligen Greise, zeigen sich mehr als in dem erschöpfenden Bemühen, alles richtig zu erledigen, seine Arroganz, seine Verachtung und seine potentielle Dienerschaft für eine Ideologie, die Anfang des vorigen Jahrhunderts noch keinen Namen hatte. Little Chandler, dessen richtiger Vorname Thomas lautet, lebt in Phantasien. Er könnte Gedichte schreiben. Niemand weniger als alle Welt würde in ihnen das Aufleben toter, heimlicher Kulturen erkennen – wie ausgehaucht aus seinem Mund. Nur sein Name verriet so wenig von dieser Herkunft, er würde ihn um den der Mutter ergänzen.

Gedichte verkümmern bei Chandler zu Kitsch, Anerkennung wird Größenwahn und Tradition sinnentleert. Zuletzt fällt auch der Name der Mutter, als Zeichen einer Anklammerung, die längst Loslösung hätte sein müssen. So ausgerüstet mit All- und Ohnmachtphantasien, wandert Chandler nach dem Büro durch seine Heimatstadt, er ist ein Dubliner. Dabei denkt er auf allen Wegen an die Begegnung mit Ignatius Gallaher. Was für ein Name. Und was für ein Typ. Als er den Kumpel aus Jugendtagen trifft, schwindet sein Narzissmus zur Größe eines Lämpchens. Alles steht fortan unter diesem Licht. Gallaher scheint Chandler in allem voraus zu sein. Der Habitus, die Gesten, die Sprüche, die Arbeit, London. Bis zu dessen Bemerkung, Chandler habe von den Wonnen der ehelichen Freuden gekostet, kann er noch mithalten, und die Wolke der qualmenden Zigarren half ihm, sich ein bisschen zu verstecken. Doch an diesem Punkt des frühabendlichen Treffens erötet Chandler. Er erötet, weil er sagen muss, ja, er sei verheiratet, ja, er habe ein Kind.

Nicht nur die irische männliche Welt war vor hundert Jahren eine das Gleichgewicht aus Intimität und Offenheit, Hingabe und Vorsicht, Freude und Schutzbedürfnis störende. Eine Waagschale sackte in Abgründe, die Angst vor Frauen, Angst vor Sexualität, Liebe als Schwäche definiert. James Joyce hat es in der Erzählung „Eine kleine Wolke“ beschrieben. ROSWITHA HARING

Von Roswitha Haring erschien zuletzt die Erzählung „Stadt Tier Raum“.

Der Satz der Woche

Endlich mal bekommt eine Frau den Nobelpreis und nicht ein Mann mit einem seltsamen Namen, von dem niemand etwas gelesen hat.

Der Schriftsteller Peter Stamm über die Verleihung des Nobelpreises an Alice Munro.

Literatur

Der „blauäugige Blonde mit dem forschenden Kinn“ hat ein Gesicht wie eine „steinerne Wikingermaske“. Aber nicht um einen Bilderbuchcharakter handelt es sich, sondern um einen jüdischen Sportsfreund aus Newark. Alle lieben Seymour Levov, er triumphiert in den drei landesüblichen Ballsportarten. Und er lebt den amerikanischen Traum, krönt den Aufstieg einer jüdischen Familie, die einst mit Gerberei begann und es zur erfolgreichen Handschuhmanufaktur brachte. Der „Schwede“ führt den Familienbetrieb weiter, nachdem er zuvor seinen Anteil am Kriegsheldentum eingefahren und die Schönheitskönigin New Jerseys geheiratet hat. Wenn das kein perfektes Leben ist.

Vielleicht fehlt es diesem Mann ein bisschen an Geist und Ironie, aber der kleine Mangel vermag das strahlende Gesamtbild kaum zu trüben, denn wie es in einem dieser wunderbar widerhakenden Rothsätze heißt: „Ironie ist ein menschlicher Trost und fehl am Platz, wenn man als Gott durchs Leben geht.“

Das schreibt der Erzähler Nathan Zuckerman, für den Seymour um 1945 ein Gott der Kindheit war. Noch ein halbes Jahrhundert später ist er überzeugt, der Herrliche müsse „ein rundum schmerzfreies Leben gehabt haben“. Der Schriftsteller als professioneller Menschenkenner blamiert sich jedoch, und weil er es tut, kann Seymour Levov zur tragischen Hauptfigur eines großen Romans werden.

Das „amerikanische Idyll“ fliegt an einem Februartag des Jahres 1968 in die Luft. Levov hat eine Tochter, die ihre eigene Pubertätsmisere mit der politischen Weltlage kurzschließt. Stotternd wie ein Maschinengewehr, beschließt sie, den Vietnamkrieg im Stil der linksextremen Weathermen nach Newark zu holen. Und sprengt einen ländlichen Postschalter in die Luft. Ein Arzt kommt dabei ums Leben. Dieser Roman zeigt die Revolte der sechziger Jahre von ihrer schäbigen Seite: jugendlicher Idealismus mit schwerer Schlagseite ins Blödsinnige. Hauptsache, die verdammte heile Welt des ländlichen Old Rimrock bekommt ihre verdienten Blutspritzer ab.

Newark war ein Zentrum von Rassenunruhen; 1967 wurde die Stadt heimgesucht von einem Gewaltexzess, der hier als Menetekel der Zerstörung zur Sprache kommt. „Amerikanisches Idyll“ ist das Porträt einer aufgewühlten Epoche – Politik jedoch als Familienschlachtfeld, mit einer psychischen Dynamik, für die letztlich der plausible Schlüssel fehlt. Der „Schwede“ wird zum gebrochenen Mann, der seine Frau in die Psychiatrie einliefern muss



Geplatze Träume: Philip Roth in seiner Wohnung an der Upper West Side von Manhattan

Foto Interfoto

Wen der Handschuh nicht mehr schützt

Philip Roth zeigt in seinem Roman die Revolte der sechziger Jahre von ihrer schäbigen Seite. Christian Brückner liest „Amerikanisches Idyll“ mit untergründiger Spannung.

und die untergetauchte Tochter aufzuspüren sucht, bis er sie nach Jahren völlig verwahrlost wiedertrifft: Sie hat sich zum Jainismus bekehrt, isst kaum, um Tieren und Pflanzen keine Schmerzen zuzufügen, wäscht sich nicht, damit die Mikroorganismen im Wasser keinen Schaden erleiden. Dass sie inzwischen vier Menschen auf dem Gewissen hat, kümmert sie weniger.

Das literarische Heimatgebiet des Vorlesers Christian Brückner ist die amerikanische Großbepik. Verwucherte Erzählwelten wie Thomas Wolfes „Schau heimwärts, En-

gel“ – oder ebendieser Roth-Roman, der schon im beißend ironischen Titel „American Pastoral“ Anspruch auf die Königsklasse der *great american novel* erhebt.

Die Manuskripte, mit denen Brückner ins Studio geht, weisen keine Unterstreichungen und Betonungszeichen auf. Wie schafft er es, ohne solche Hilfen durch stilistisch komplexe Absätze zu kommen? Er darf sich die Freiheit erlauben, weil er sich ausgiebig vorbereitet, die Werke wieder und wieder liest, bis sich der richtige Ton einstellt. Dank dieser „Einstimmung“ kann er dann vorm Mikrofon wie ein Jazz-Musiker ans Material gehen und sich auf den Einfall des Augenblicks verlassen. In dieser Offenheit und Unfertigkeit liegt wohl das Geheimnis der Lebendigkeit seiner großen Lesungen. Sie wirken auch auf der Langstrecke niemals monoton, obwohl Brückner nicht zu jenen Stimm-Akrobaten und Vielfältigkeitskünstlern gehört, die noch jeder Nebenfigur eine mög-

lichst eigenwillige akustische Maske aufstülpen. Seine Sache ist der epische Ton, der bei allem ruhigen Gleichmaß vor untergründiger Spannung vibriert – und diese lange halten kann.

Dabei gibt es die besonderen Brückner-Momente, in denen er einen Charakter, eine Stimmung, ein böses Gefühl trifft, als würde er den Text nicht lesen, sondern in ihm leben, mehr noch: in ihm eingesperrt sein wie die Figuren selbst. Da sind die quälenden Gespräche zwischen Seymour und seiner Tochter. Auf der einen Seite Sorge und Angst des Vaters, auf der anderen Merrys hassgeladene Tiraden über das „f-friedliche, g-g-geborgene, habgierige, sinnlose, verfluchte B-b-b-blutsaugerleben“, die Brückner mit Dampfdruck-Stottern vorträgt.

„Amerikanisches Idyll“, 1997 erschienen, hat hierzulande weniger Furore gemacht als in Amerika. Das Thema des platzenden amerikanischen Traums wirkte im

Land der Amerikaskepsis offenbar weniger ansprechend. Zudem wurden die vielen Abschweifungen beklagt. Basketball, Miss-Wahlen, Zucht-Bullen – Roth geht hier tatsächlich in die Breite. Eine lineare, spannend vorangetriebene Handlung gibt es nur in Ansätzen. Wenn die Bombe erst einmal geplatzt ist, breiten sich die erzählerischen Druckwellen langsam und kreisförmig aus.

Das digressive Erzählen fordert geduldige Leser, und es ist kein Fehler, dass die Hörfassung deutlich gekürzt ist. Aufgrund der Redundanzen des Romans vermisst man die fehlenden Abschnitte nicht, und es spricht für die Qualität der SWR-Bearbeitung, dass sie gerade jene Partien, über die sich einige Leser beschwerten, weitgehend unbehelligt lässt: die ausführlichen Beschreibungen der Handschuhmacherei, die im Roman so essentiell sind wie in „Moby Dick“ die Exkurse über Wale. Die symbolische Funktion liegt auf der Hand, lässt der Handschuh doch gleichsam eine zweite Haut wachsen als Schutz vor Witterung und Schmutz. Von der Schutzlosigkeit eines vermeintlich gegen alle Anfechtungen gewappneten Mannes aber handelt der Roman.

Ein grandioses Kapitel schildert, wie Seymour eine junge, scheinbar sehr an seiner Arbeit interessierte Besucherin durch die Fabrik führt und ihr mit der Liebe zum Detail des guten Handwerks den Herstellungsprozess eines Qualitätshandschuhs erklärt. Das geht so über ein halbe Stunde – bis sich diese Rita Cohen als Komplizin der Tochter entpuppt, eine restlos radikalisierte Person, die Seymour schwer zu schaffen machen wird. Auch hier versteht es Brückner, überdeckte menschliche Abgründe hörbar zu machen, den machtbearauschten Unterton der Fanatikerin ebenso wie die mühsam beherrschte Wut eines gepeinigten Vaters.

Suchende, irrende, verzweifelte Menschen kann Brückner, der Meister des Parlandos, wie kaum ein anderer zum Ausdruck bringen. Philip Roths „Amerikanisches Idyll“, klug gestrafft und mit dieser Stimme – da hat ein bedeutendes Werk seine ideale Form gefunden. WOLFGANG SCHNEIDER



Philip Roth: „Amerikanisches Idyll“. Roman.

Gekürzte Lesung mit Christian Brückner. Parlando Verlag, Berlin 2013, 1 mp3-CD, 721 Min., 29,99 €.

Dieser Bischof verschenkt sogar sein Tafelsilber

Sein Bariton ist unerschütterlich: Gert Westphal liest Victor Hugos Großwerk „Die Elenden“ mit horizontaler Betonung

Wenn die großen Audioverlage zweimal im Jahr ihre Neuerscheinungen vorstellen, wird oft nur noch bekanntgegeben, welche erwartbaren Bestseller man an Land gezogen hat und wer sie vorliest. Mit Hörspiel- oder Rezitationskunst hat das meist wenig zu tun, im besten Fall werden herausragende Radioproduktionen vervielfältigt.

Vor Jahren war es noch interessant gewesen zu verfolgen, welche Archivschätze gerade ausgegraben worden waren. Höhepunkte waren die Wiederaufgaben des „Leonce und Lena“-Hörspiels mit Oskar Werner und Werner Krauß aus dem Jahr 1957 oder Max Ophüls' Bearbeitung von Arthur Schnitzlers „Berta Garland“ aus demselben Jahrzehnt. Hier konnte man lernen, zu welchen Großtaten das Hörspiel imstande ist. Doch diese Schätze scheinen inzwischen alle gehoben.

Und noch eines war garantiert in den Verlagsvorschauen der letzten Jahre: In irgendeiner Produktion würde man auf die Stimme des 2002 verstorbenen Gert Westphal treffen, der bei „Leonce und Lena“

Regie geführt, bei „Berta Garland“ den Erzähler gegeben und der noch im Radio- und Schallplatten-Zeitalter als „Vorleser der Nation“ bezeichnet worden war. Westphal hatte im Lauf seines Lebens fast sämtliche Werke von Thomas Mann, Theodor Fontane und viele andere Klassiker eingelesen, die Deutsche Grammophon presste seine Mammultlesungen zuerst auf Vinyl, dann auf CD. Mittlerweile wird seine Stimme auch auf platzsparenden Datenträgern weiterverwertet. Die 56 Stunden dauernde Lesung von Victor Hugos „Elenden“ etwa ist gerade auf sechs mp3-Scheiben erschienen.

Warum aber soll man nun gerade zu diesem Hörbuch greifen – zumal die Handlung von „Les Misérables“ ja durch das Musical und die unzähligen Verfilmungen so vertraut ist wie kaum ein Buch des neunzehnten Jahrhunderts? Am besten aus reiner Lust an der unökonomischen Zeitverschwendung und weil man einmal im Jahr überprüfen sollte, ob ein klassischer Roman heute noch die Welt oder zumindest den Leser verändern kann. Dafür ist das Hörbuch perfekt.

Nach Einlegen der ersten CD wird zunächst die Geduld strapaziert: Victor Hugo beginnt die Handlung gegen jede Leseerwartung mit der ausführlichen Lebensbeschreibung eines Bischofs aus der französischen Provinz, den er unter Ausbreitung enzyklopädischen Wissens in chronikhaftem Stil zum Heiligen verkürt. Selbst Gert Westphal, der durch deskriptive Bleiwüsten eigentlich niemals zu erschüttern war, hört man an, dass er zuweilen die Textbindung verliert, ja sogar ein wenig leidet.

Dabei ist die Figur des Bischofs Myriel, die im Kinofilm von 2012 nicht einmal

eine ganze Minute lang im Bild zu sehen ist, von zentraler Bedeutung. Weil sie den einzigen Ausweg aus der Misere weist. Die scheinbar unbesiegbare Schlechtigkeit der Welt, so ihre Botschaft, kann allein durch die blinde gute Tat eines Einzelnen aufgebrochen werden. Und nur wer das erste Buch und seine kalkulierte Unzeitgemäßheit aushält, kann diese Lektion begreifen, die zwar nicht sonderlich originell ist, aber als Hör- oder Lese-Exerzium erfahrbar gemacht werden soll.

Dann tritt der Galeerensklave mit dem tautologischen Namen Jean Valjean auf – und mit ihm das große Drama. Für einen gestohlenen Laib Brot ist er zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden und kommt wegen diverser Fluchtversuche erst nach neunzehn Jahren wieder auf freien Fuß, ausgestattet mit einem gelben Pass, der ihn als „gefährliche Person“ ausweist. Die Beschreibung der ersten Stunden nach der Haft ist der pure Genuss und Entschädigung für alles zuvor Erlittene. Fast schon im Stil einer Reportage folgt Hugo diesem Elenden, der überall

verstoßen wird, sogar aus einer Hundehütte – bis ihn der Bischof Myriel aufnimmt. Ungemein soghafft schildert Hugo seinen scheinbaren Niedergang, wobei er sich keiner virtuos Sprache bedient, sondern einfach nur pastos mit Details malt. Und Gert Westphal tut es ihm gleich, mit-leidlos beschreibt er in einer Art horizontaler Betonung schlicht den Gang der Dinge. Sein Bariton ist unerschütterlich, Valjean wird es schon schaffen und später auch das Waisenkind Cosette.

Was bleibt nach dieser bombastischen Lesung, in der an nichts gespart wird, nicht an extremen Gefühlen und nicht an langer Weile? Hinter der Befremdung über das offenbar geschlossene Weltbild Victor Hugos, der mit seiner immensen Weltkenntnis sozusagen sein eigenes Google ist, bleibt tatsächlich ein Gefühl für Empathie zurück. Wir haben Papst Franziskus noch im Ohr, der nach dem letzten Lampedusa-Unglück fast schon resigniert feststellte, dass die Empathie aus unserer Zeit verschwunden sei. Ab und zu müssen uns offenbar die Schriftsteller an sie erinnern. UWE EBBINGHAUS



Victor Hugo: „Die Elenden. Les Misérables“.

Ungekürzte Lesung von Gert Westphal. Der Audio Verlag, Berlin 2013, 6 mp3-CDs, 3420 Min., 49,99 €.

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Heute auf der Buchmesse

Veranstaltungen am Stand der F.A.Z.: Samstag, 12. Oktober 2013

10.30 – 10.50 Uhr Hans Peter Trötscher im Gespräch mit Franz Josef Görtz (Autor), Jörg-Dieter Kogel (radiobremen) und Gerald Sammet (radiobremen), „Straßen der Welt“

11.00 – 11.20 Uhr Martin Gropp im Gespräch mit dem Autor Carsten Knop, „Amazon kennt dich schon“

11.30 – 11.50 Uhr Tilman Spreckelsen im Gespräch mit Sabine Dörlemann, „Die unterbrochene Reise“

12.00 – 12.20 Uhr Anno Hecker im Gespräch mit dem Autor Ronald Reng, „Spielstage“

12.30 – 12.50 Uhr Sandra Kegel im Gespräch mit dem Autor Jo Lendle, „Was wir Liebe nennen“

13.00 – 13.20 Uhr Lorenz Jäger im Gespräch mit Michael Hamburger, „Zehn Jahre Lager“

13.30 – 13.50 Uhr Jan Wiele im Gespräch mit der Autorin Ann Cotten, „Der schauernde Fächer“

14.00 – 14.20 Uhr Andreas Platthaus im Gespräch mit dem Zeichner Volker Reiche, „Kiesgrubennacht“

14.30 – 14.50 Uhr Hubert Spiegel im Gespräch mit Paul Ingendaay, „Die Nacht von Madrid“

15.00 – 15.20 Uhr Andreas Platthaus im Gespräch mit dem Autor Clemens Meyer, „Im Stein“

15.30 – 15.50 Uhr Alfons Kaiser im Gespräch mit dem Autor Thomas Rath, „Der Fashion Rath für den Mann“

16.00 – 16.20 Uhr Bianca Labitzke im Gespräch mit dem Autor Leopold Hüffer, „Kalte Fische“

16.30 – 16.50 Uhr Rainer Hank im Gespräch mit der Autorin Karen Ilse Horn, „Hayek für jedermann“

17.00 – 17.20 Uhr Andreas Platthaus im Gespräch mit dem Autor Patrick Bahners, „Entenhausen. Die ganze Wahrheit“

Besuchen Sie
uns in Halle 3.1,
Stand C 105